

Der Hausfreund
Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 139. Bydgoszcz/ Bromberg, 22. Juni 1938

Monika

Ein Schicksalsroman von Hans Ernst.

(18. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Bald sind die beiden, der Alte und das Kind, unzertrennliche Freunde. Es ist aber auch ein liebes Kind. Weißhäutig und zart ist ihr Gesichtchen, große, dunkle Augen schauen daraus, und die blonden Haare ringeln sich im Nacken wie kleine Flämmchen. Es hat ein helles, forderndes Stimmlein, und die beiden Kinder vom Simon Brechtl draußen mußten ihr meistens gehorchen, obwohl sie doch erst dreijährig war. Ein richtiges Frühlingskind ist es — eins von den Sonnscheinigen, wie man sagt. Und Monika will dafür sorgen, daß sie nur vom Schönen wissen und die Schattenseiten nicht kennenlernen soll.

Monika ist in dieser Zeit noch schöner geworden. Unter der gebräunten Stirn liegen die dunklen Augen fast ein wenig schwermütig. Ihr Gesicht ist etwas schmaler geworden, und der Mund mit der leicht vorgehobenen Unterlippe hatte strengere Formen bekommen. Wenn man sie so hingehen sieht mit ihren hohen Schritten, kann man unwillkürlich nicht anders als ihr nachsehen und sagen: „So eine wie diese gibt es nicht viele."

Was sie beinahe ängstlich meidet, ist die Begegnung mit dem Sägemüller. Sie verbietet auch der Vevi, dorthin zu gehen. Und obwohl das Kind dies nicht begreifen kann, denn sie hätte für ihr Leben gerne einmal dort hinuntergesehen, wo das Wasser so rauscht und die Sägegatter so hell kreischen, fügt sie sich doch gehorsam dem Willen der Mutter.

Oft hört Monika die Base in ihrer letzten Stunde noch sagen: „Die Feindschaft mit dem Sägemüller kannst aufgeben . . ."

Nein, das wird wohl nie sein, so wie die Base sich's dachte. Sie hat zwar keine Feindschaft und keinen Haß gegen die da unten, aber ein Zusammenkommen ist unmöglich.

Einmal steht sie eines Abends hinter dem Hof, wähnt sich ganz allein und schaut deshalb hinunter zur Sägemühle, die mit den vom Sonnenuntergang erglühten Fenstern unter ihr liegt, wie sie es oft schon gesehen hat als Kind.

„Gut sein", überlegt sie. „Die Feindschaft aufgeben und gut sein." Wenn man das so leicht könnte, einfach alles vergessen und gut sein. Da ist viel zu Schweres in ihr Leben gefallen, und wenn sie sich heute durchgerungen hat zu Ruhe und Frieden, so hat sie sich das hart genug erkämpfen müssen. Und als sie in diesem stillen Schauen zur Abendstunde wieder einmal zu versinken beginnen will in das Vergangene, reißt sie gewaltsam ihren Geist hoch, wird hart und streng für sich selber und preßt die Lippen aufeinander.

Vorbei . . . alles vorbei . . . warum denkst du immer wieder zurück? Vorwärts den Blick und den Sinn . . . dich selbst mußt du vergessen lernen, Monika . . . für andere leben . . .

Monika merkt es gar nicht, daß die kleine Vevi herangeschlichen kam, und fährt ein wenig zusammen, als sie das Kind an der Rockfalte zupft. Aber dann bückt sie sich nieder, drückt das Kind in aufquellender Zärtlichkeit an sich und sagt:

„Weißt net, Kindl, wo du von Rechts wegen hingehören solltest, wo wir zwei sitzen müßten, wenn auf das Wort der Menschen ein Verlaß wäre."

Das Kind begreift den Sinn der Worte nicht, schlingt ihre Ärmchen nur fester um den Hals der Mutter, weil sie die Traurigkeit spürt, die in ihr ist.

Dann gehen sie zusammen nach der Bank hin unter dem alten Nußbaum. Die Sonne war schon untergegangen, und das Käferzeug schwirrt wie betrunken umeinander. Vom Berg herab kommt ein kühler Wind, die Baumkronen schaukeln darunter sacht, und ein sanftes Flüstern spricht durch die Sträucher. Die Dämmerung wächst, breitet sich aus und umschmiegt die beiden auf der Bank wie ein weicher Mantel. Vevi sitzt auf dem Schoß der Mutter, hat die Arme fest um ihren Hals geschlungen, und ihr Köpfchen ruht am Herzen der Mutter.

„Wie stark dein Herz schlagt, Mutterle", sagt das Kind und hält horchend den Atem an. Gleich darauf streckt sie das Händchen gegen den Himmel und ruft mit heller Stimme: „Schau, Mutter, eine Seel'."

„Seele?" fragt die Mutter.

Der erste Stern flimmert unruhig am Himmel und brennt dann ruhig.

„Ja, der Much sagt es. Sterne sind Seelen. Jeder Mensch, der stirbt und in den Himmel kommt, leuchtet dann als Stern runter."

„So? Ja, das wird schon so sein, mein Kind."

Immer mehr Sterne kommen jetzt und bedecken den dunklen Himmel.

„Mein Vater ist auch da oben, nicht wahr?" fragt das Kind.

Diesmal bekommt sie keine Antwort. Sie sieht auch nicht, wie sich das Gesicht der Mutter umschattet vor Traurigkeit.

„Ist es dort, der helle?" fragt Vevi hartnäckig weiter.

Monika nickt nur rund drückt die Kleine fester an sich.

„Und hinter den Sternen wohnt der liebe Gott, gelt, Mutter?"

„Ja, hinter den Sternen. Hat dir das alles der Much erzählt?"

„Oh, noch viel mehr. Weißt du, das vom Dornröschen, und dann von einem Riesen, der so groß war wie der Baum dort."

Und weil die Mutter das nicht weiß von dem Riesen, erzählt es ihr Vevi. Doch mitten unter dem eifrigen Plappern fallen ihr die Augen zu, und gleich darauf verraten die ruhigen Atemzüge, daß sie eingeschlafen ist.

Monika bleibt ganz still sitzen. Von der Mühle blinken die Lichter herauf, und einmal hört man eine Tür zuschlagen. Wieder muß sie denken: Da unten wären wir beide jetzt, wenn er sein Wort gehalten hätte.

Das denkt sie jeden Morgen, wenn die Dachglocke in der Sägemühle bimmelt. Sie denkt es am Mittag, wenn die Sägen für kurze Zeit verstummen, und am Abend, wenn sie das Licht heraufschimmern sieht. So wird es wohl immer sein, bis in die fernen Jahre, wenn sie beide alt und müde geworden sind — sie, und der da unten. Aber auch dann werden sie aneinander vorübergehen wie zwei Fremde, die sich auf der Landstraße begegnen.

So nah leben sie beieinander, und doch ist es, als seien sie durch Welten geschieden.

*

Im Winter begegnet Monika dem Jakob zum erstenmal seit ihrer Rückkehr. Ein Ausweichen ist unmöglich, denn es geschieht in einem Hohlweg, und rechts und links baut sich der Schnee hoch auf. Monika ist mit dem Pferdeschlitten nach dem Dorf unterwegs. Jakob ist zu Fuß und kommt vom Dorf zurück. Und er muß sich ganz platt an die Schneewand drücken, sonst würden ihm die Schlittenkufen über die Füße gehen. Diesem Umstand ist es zu verdanken, daß Monika halten muß. Jakob steigt an ihr vorbei auf den Schlitten und springt auf der Rückseite wieder hinunter.

„Dank schön", sagt er. Aber sie gibt keine Antwort, sondern macht einen Ruck an den Zügeln und fährt in scharfem Trab davon. Sie macht ihre Besorgung im Dorf, denkt dabei immerzu an die Begegnung, und als sie wieder heimwärts fährt, denkt sie auch daran. Sie sitzt auf dem Schlitten, die Zügel lose in den Händen, den Kopf gesenkt.

Auf einmal bleibt der Gaul mit einem Ruck stehen. Monika schaut auf und zuckt zusammen. Mitten auf dem Weg, genau wo sie ihm vorhin schon begegnet ist, steht der Haller-Jakob.

Sekunden peinlichen Schweigens verrinnen. Die beiden Menschen sehen einander in die Augen, messen sich mit den Blicken wie zwei Gegner, die zu kämpfen beabsichtigen.

„Ich hab gewartet", sagt Jakob endlich.

„Warum?" fragt sie hart.

„Wir müssen doch einmal reden miteinander, Monika!"

„Sag du net Monika. Für dich bin ich die Kollerin", antwortet Monika in mühsam beherrschter Ruhe. „Und reden? Wir zwei? Ich wüßt net, was wir zu reden hätten."

„So kann's aber doch net weitergehen."

„Warum denn net? Ich leb für mich und du für dich!"

„Es war aber einmal anders."

„Das weiß ich nimmer!"

„Geh, das gibt's doch gar net, daß du das alles vergessen hast?"

„Vergessen hab ich's! Wenn du es grad wissen willst! Es ging dich ja überhaupt gar nix an. Kannt hab ich einmal einen, der schlecht an mir gehandelt hat. Und wenn mein Kind mich fragt nach dem Vater, dann muß ich ihm sagen, der ist g'storben! Und jetzt gib mir den Weg frei!"

Jakob Haller rührt sich nicht, starrt nur die Frau an.

Monika reißt die Peitsche hoch.

„Den Weg frei, Sägmüller! Oder ich schlag zu!"

Erbleichend springt er zur Seite, und der Schlitten saust an ihm vorbei.

Als Monika daheim ankommt, steht Much unter der Stalltüre, um den Gaul in Empfang zu nehmen. Erschrocken fragt er:

„Was hast denn? Du bist ja ganz weiß."

Keine Antwort wird ihm. Monika geht ins Haus und verriegelt die Stubentür hinter sich.

*

Seit dem hat sie sich angewöhnt, immer scharf auf den Weg zu sehen, damit ihr für alle Zukunft eine solche Begegnung erspart bleibt. Aber auch der Sägemüller legt Wert darauf, ihr nicht mehr nahe zu kommen. Und so geht ein strenger Winter vorüber. Arbeit gibt es genug, und es ist nicht mehr so wie in früheren Tagen, daß die Kollerknechte oft nicht recht wußten, wie sie die Wintertage verbringen müßten. Nein, die neue Herrin sieht streng darauf, daß jeder seinen Platz ausfüllt, der von ihr bezahlt wird. Zu lange ist alles verlottert worden. Als erstes wird der Weg, der zum Kollerhof führt, instand gesetzt. Oben im Walde hat sie einen Steinbruch entdeckt, der das Material dazu liefert. Vom frühen Morgen bis zum Abend gehen die Fuhrwerke. Es wird eine breite, feste Straße, die nun nicht mehr so knapp an der Sägemühle vorbeiführt, sondern von der entgegengesetzten Seite ins Dorf. Dazu ist es nötig, daß ein Berg abgegraben wird. Die Leute schütteln die Köpfe dazu. Als aber dann im Frühjahr alles fix und fertig ist und die schöne Straße weithin leuchtet, kann niemand mehr dieser jungen, starken Frau da oben die Achtung versagen. Der Bürgermeister sagte sogar einmal in einer Gemeinderatssitzung:

„Von der Kollerin können wir noch lernen, wie man Straßen baut."

Alle bestätigen ihm das. Nur der Haller-Jakob bleibt still und senkt den Kopf. —

Nun ist das Frühjahr wieder da in der ganzen, verschwenderischen Pracht. Da fügt es sich eines Tages, so gegen Ende Mai, daß Monika, die die kleine Vevi bei sich hat, im Kramerladen mit der Sägemüllerin zusammentrifft, die ebenfalls den kleinen Pankraz bei sich hat.

Monika erwidert zwar den Gruß der Müllerin, verhält sich aber sonst ganz passiv und betrachtet im Hintergrund ein paar Stoffe, bis die andere ihren Bedarf gedeckt hat.

Indessen pirscht sich der kleine Pankraz an das Mädchen heran und die beiden sehen sich neugierig in die Augen.

„Du bist aber ein hübsches Dirndlein", sagt jetzt die Sägemüllerin. „Sag' mir mal schön, wie du heißt."

„Genoveva Roster", sagt Vevi und schaut gleich darauf dem Buben wieder in die Augen.

„Wie alt bist du denn schon?" fragt die Frau wieder.

„Anfang Mai ist sie vier Jahre alt geworden", gibt die Kramerin Auskunft, die es zufällig von Monika weiß.

„Da schau", lächelt die Sägemüllerin. „Der unsere wird es übermorgen. Sind zwei Frühlingskinder." Sie kramt eine Tafel Schokolade hervor und reicht diese dem Mädchen.

Da fährt Monika herum und faßt ihr Kind hart am Arm, so daß die Kleine das Mäulchen verzieht, als möchte sie weinen. Sie hätte es auch vielleicht getan, wenn sie sich vor dem Buben nicht geschämt hätte.

„Laß das", sagt Monika hart zu Hallerin. „Ich laß mein'm Dirndl nix schenken. Überhaupt mag ich's net gern, weil Kinder bloß recht gnaschig werden davon."

Die Sägemüllerin wird rot vor Verlegenheit, bezahlt dann schnell und verläßt den Laden mit ihrem Buben.

Daheim erzählt sie es dem Jakob.

„So ein liebes Dirndlein ist es", sagt sie. „Aber ihre Mutter ist hart zu ihr, hat ihr nicht einmal gegönnt, was ich ihr schenken wollte."

Weisheit des Alltags.

Aphorismen von Lothar Sachs.

Die Gewohnheit überwindet manches. Sogar die Abneigung.

*

Ein guter Ruf dringt weit, ein schlechter noch weiter.

*

Manche halten Fehler, durch die sie Aufsehen erregen, für Vorzüge.

*

Mancher probiert nur deshalb sein Glück nicht, weil er Angst hat, sich bei ihm einen Korb zu holen.

*

Wer über seine Fehler lachen kann, hat sie schon überwunden.

*

Der Kluge lernt sogar aus den Dummheiten der anderen.

*

Eitelkeit entspringt einem Mangel an innerer Sicherheit.

*

Bei einer Frau entschuldigt der Verstand, was das Herz will.

*

Versuche, eine Frau auszuhorchen, und du wirst dich wundern, *wie* verschwiegen sie sein kann!

„Wie kannst denn aber auch so was wollen", sagt der Sägemüller ärgerlich. „Ich hab dir doch schon oft g'sagt, wenn du dich mit der einläßt, bist du die Blamierte. Laß sie also in Ruh und machs wie ich."

Die Vevi aber kriegt auf dem Heimweg aufs neue eine Belehrung, sich ja nicht erwischen zu lassen, daß sie in die Sägemühle ginge.

In die Sägemühle geh ich gewiß nicht, denkt das Kind. Aber den kleinen Buben da, der vorhin beim Kramer war, den möcht ich wohl haben als Spielkamerad. Wenn ich nur wüßt, wo ich ihn finden könnt!

(Fortsetzung folgt.)

Steffen Boldt's Tinke.

von **Elisabeth Goerz.**

„Dammlich Trin!" schallt's durch's Haus.

Da läuft sie mit wippenden langen blonden Zöpfen eben über'n Hof. „Dammlich Trin!" so rief's oft hinter ihr her. Aber es verdroß sie nicht. Unentwegt fröhlich und sangeslustig sprang sie durch ihre Kinderzeit, die fünfte im Kreise von sechs Geschwistern.

Als die Wiesen hinterm Damm und an der Montau, wie oft im Winter, überschwemmt waren und spiegelblank gefroren, ging der Lehrer mit der ganzen Schule auf's Eis. Trin wollte für ihr Leben gern dabei sein. Aber für sie waren nur ganz alte hölzerne Schlittschuhe da, mit einem Eisen unten drin, mit Riemen fest um den Fuß zu schnüren, daß die Füße abstarben; sonst saßen die Biester nicht. Auch mußte man 'ne „Peek" (Pieke) haben zum Abstoßen, sonst kam man nicht voran. Trin blieb sehr weit hinten, bis sich der Lehrer ihrer erbarmte.

Einmal lief die ganze Jugend des Dorfes hinten auf den Montauwiesen Schlittschuh. Trin blieb beim Heimweg sehr weit zurück. Sie kam auf ihren Schlittschuhen aus Noahs Zeiten einfach nicht weiter. Als sie — endlich — zu Hause ankam, war sie so durchkältet, daß sie ohnmächtig wurde. Aber sie blieb deshalb nicht etwa das nächste Mal zu Hause. I bewahre! Auf ihren vor Alter grünen Schlittschuhen war sie auch das nächste Mal unter der fröhlich schreienden Jugend und „peekte" hinter den andern her. Am meisten gelacht und geschrien wurde bei dem „Kuhsäj"-Spiel.*) Wenn dann alle „Prängels" (ziemlich starke Weidenstöcke) im Kuhsäjloch steckten und alle gingen langsam herum und riefen: „Schurr, Schurr, Schubb!" dann war mit heißen Backen und blitzenden Augen Trin sicher am eifrigsten dabei.

Wie herrlich war die Schulzeit im gemütlichen Holzhaus unter dem löcherigen Strohdach! Die Lehrer Lubenau und Stobbe waren zwar mordmäßig streng. Aber man lernte auch was bei ihnen, besonders Singen. Das war Trins Lieblingsfach. Mit ihrer Stimme, so hell wie ihre langen Zöpfe, sang sie glockenrein, „daß sich die Balken bogen", wie sie später selber zu sagen pflegte.

Ihr Vater Stefan Boldt war Vorsänger in der Montauer Mennoniten-Kirche und verließ sich bei besonders hohen Stellen auf seine „dammlich Trin". Aber einmal klappte diese musikalische Zusammenarbeit zwischen Vater und Tochter nicht. Da ging der ganze Gemeindegesang in die Brüche. Das war Stefan Boldt sehr peinlich. Und zu Hause gab es große Schelte.

In der alten Schule spielte sich' in den Pausen so schön „Versteck mit Anschlag". Dann wurden die Kopftücher vertauscht und der Kopf zum löcherigen Strohdach hinausgesteckt. Gab das ein Jubelgeschrei, wenn die Jungen sich täuschen ließen!

Der Weg durch's schöne Niederungsdorf war grundlos. Deshalb kamen Dowd Jeetze**), Trins späterer Mann mit Kerbers Liesk und anderen Nachbarskindern vom oberen Ende auf dem Rücken eines breiten friedfertigen Ackergauls zur Schule geritten. Vor der Schule kriegte das brave Tier einen Klapps und trottete gemächlich allein zurück. Einmal aber schmiß er Kerbers Liesk in den fetten Niederungsdreck. Wie sah sie da aus! Dowd Jeetze hat sein ganzes gesegnetes Leben lang darüber gelacht.

„Damals sah er mich noch gar nicht an!" erzählte Trin später ihren Kindern. Dann schmunzelte Dowd in seinen grauen Bart hinein. Den Kindern wurde warm um's Herz und Steffen Boldt's Tinchen sah verschämt aus wie ein junges Mädchen.

Dowd hatte, fürsorglich in ein großes buntes Taschentuch geknotet, sein Mittagessen in einer Obertasse ohne Ohr mit in der Schule. Häufig Bratkartoffeln mit Bratwurst. Das wurde im Winter in der Röhre des gemütlichen Kachelofens im Schulzimmer warm gestellt. Das machten alle Montauer Kinder so, die einen weiten Schulweg hatten, den sie wegen des klebrigen Drecks nicht vormittags und nachmittags zurücklegen konnten. Lieblicher Allerleiduft zog dann durch die Schulstube und kitzelte die Nasen der Montauer Kinder.

„Dammlich Trin" und ihr jüngerer Bruder Hermann waren unergründlich neidisch auf die, die ihr Mittag in der Schule aßen. Sie hatten zwar einen kurzen, aber ebenso grundlosen Weg. Wenn der alte feine Nachbar Wiechert in seinem grauen Scheetzkenrock mit seinem grauen Zylinder nicht jeden Tag aufgepaßt hätte und ihnen ein Brett über den Weg gelegt hätte, wären „Steffen Boldt's Kinner" gar oft stecken geblieben, obgleich sie schon immer mühsam an den Strauchzäunen entlang kletterten. Trin und Hermann pracherten zuhause sehr, daß Mutterchen ihnen doch auch mal Mittagessen mitgeben möchte in die Schule. Anna, die ältere Schwester, war fast immer dagegen. Einmal jedoch hatte die Pracherei Erfolg. Mutter gab den Kindern im Paartopf Kartoffeln und Entenbraten mit. Wie freuten sie sich schmunzelnd auf ihr Mittagessen! Aber leider zu früh. Als Hermann und Trin sich gemütlich darüber hermachen wollten, ergriff Anna wütend den Topf — aus einem unerklärlichen Schamgefühl heraus — und „flog" damit nachhause. Heulend blieben die andern beiden hungrig zurück.

So ging die Zeit.

Es kam der Maientag, an dem plötzlich Tinchens Mutter starb.

Es kam der schreckliche Himmelfahrtstag, an dem der Blitz in Steffen Boldt's Haus schlug und alles zerstörte. Noch heute zeigt die alte gewaltige Eiche vorm Haus die Narben jenes Brandes.

Es kam der Typhus unter den Mägden des Hauses, die Tinchen pflegte. Sie selbst erkrankte schwer daran und büßte bei der Genesung ihre prachtvollen Zöpfe ein.

Es kam die Zeit, da die Brüder zum Militär gingen und mit den Jugendfreunden stolz in Extrauniform auf Urlaub nach Montau kamen; Heinrich Boldt als schmucker Gardeulan, Gerhardt Boldt als schneidiger Gardehusar mit schleppendem Säbel und hohen Lackstiefeln; eine prächtige Augenweide für jung und alt.

Tinchens ältere Geschwister heirateten, Hermann, der jüngere Bruder, wurde Kaufmann und war meistens von Hause fort. Tinchen half bei den Geschwistern, wenn Kinder geboren wurden, bei den Nachbarn, wenn Familienfeste oder sonst eine Gelegenheit zum Helfen war. Einmal goß sie im Eifer des Gefechts bei einer Hochzeit eine Schüssel Bratensoße über den schwarzen „Scheezkenrock" eines Gastes. Als beim Einzug eines jungen Paares die Jugend sang: „O selig Haus, wo man dich aufgenommen", stand Heinrich Franz hinter ihr, stieß sie ab und zu mit dem Ellbogen an und sagte: „Tinke, sing!" Und Tinke sang aus Leibeskräften.

Als es bei Hermann Franzens in deren Abwesenheit brannte, rettete die Jugend. Tinke rettete in ihrer Schürze Porzellan und schüttete es im Garten aus. Das wurde zu Scherben, wie die großen irdenen Pflaumenmustöpfe, die Bernhard Kopper, Tinchens Schwager, beim Brand im Hause seines Bruders Gerhard Kopper rettete, indem er sie zum Bodenfenster hinaus warf.

Auch spielte Tinchen begeistert mit ihren Busenfreundinnen: Kerbers Liesk und Boldt's Marie, Theater bei Hochzeiten und sonstigen passenden Gelegenheiten. „Es war zum Kranklachen", schloß sie gewöhnlich solch fröhliche Erinnerung.

Sie lachte, tanzte, sang für ihr Leben gern. Sie war einfach nicht unterzukriegen. Wir haben zuhause Tränen gelacht, wenn sie erzählte, wie sie mit Boldt's Marie auf der Montau saß und angelte. Fische fingen sie nicht. Dazu hatten sie sich zu viel zu erzählen und zu lachen. Plötzlich sitzt der Angelhaken fest. Tinke zieht und ruck, fliegt er hoch durch die Luft und in Marie Boldt's zum Lachen geöffneten Mund. Das war etwas schmerzhaft, aber unglaublich lächerlich.

---

*) Eine Art Sautreibenspiel.

**) Dowd Jeetze = hochdeutsch: David Goertz.

„Endlich — ich war schon dreißig Jahre alt," — erzählte Tinchen später — „bekam ich auch einen Mann. Dowd Jeetze kam aus der Fremde und heiratete mich." Am 5. X. 1893 war der Verlobungstag, so steht noch heute in Tinchens Ehering zu lesen. Sie zog mit ihrem Mann in die Stadt, nach Graudenz, zu einem langen, arbeitsamen, glücklichen Leben. Aber das Heimweh wich nicht aus beider Herzen. Sie öffneten ihr Haus und Herz weit, wenn Nichten und Neffen zur Schule, zum Schneidern, Tanzen und Kochenlernen, zum Schreiben auf dem Landratsamt nach Graudenz kamen. Ein Festtag war's jedesmal, wenn Verwandte, Freunde und Bekannte als Gäste oder Kunden kamen.

Als ihre beiden Kinder im niedlichsten Alter waren, riß sich Tinchen von ihnen los und ging für ein ganzes langes Vierteljahr nach Berlin auf die Schneiderakademie, um ihrem Mann wirtschaftlich eine bessere Kameradin zu sein. Glühendes Heimweh riß dabei an ihr, so daß sie einmal in Heimwehgedanken einem waschechten Berliner Schusterjungen ins Rad lief. „Na, haben Sie denn keene Oogen?" schrie der.

Sie hielt tapfer aus, um dann eine erschütternd glückliche Heimkehr zu erleben. So wurde sie Schneidermeisterin. Unermüdlich arbeiteten nun beide, Dowd und Tinchen, stets zufrieden und glücklich. Der unvergängliche Sonnenschein reiner Herzen durchstrahlte ihr Haus und ihre Familie trotz Sorgen, Angst und Krankheit, die natürlich nicht ausblieben. Aber ein besonderer Festtag blieb für die ganze Familie eine Fahrt nach Montau, in das geliebte Heimatdorf.

Schließlich führte sie, im Anfang ihrer sechziger Jahre, das Schicksal zu ihren Kindern in die Altmark. Der unzerstörbare Glanz seelischer Reinheit blieb an Dowd und Tinchen haften. Stattlich und stolz bis in die letzten Jahre ihres Lebens schritten sie einher. „Das haben wir ja gar nicht gewußt, daß Sie so stattliche Eltern haben", sagten etwas dumm die Mitbürger ihrer Tochter.

Dowd und Tinchen machten ihren Kindern die Wahlheimat zum Elternhaus. Noch in ihren letzten Jahren schritt Tinchen aufrecht und hoch, „mit einem Gesicht wie Porzellan", sagten die Leute, wie tanzend am Arm ihrer Tochter. Nicht lange vor ihrem Tode träumte sie: „Ich war zu Hause auf einer Hochzeit. Hermann Kerber tanzte mit mir. „Du tanzt ja noch sehr schön, Tante Tinchen, aber du schleifst ja so", sagte er zu mir. Tinchens Leben war nicht leicht, und doch strahlte es Sonnenschein und Wärme unermüdlich aus. Viel körperliche Schmerzen mußte sie erdulden bis in ihre letzten Stunden hinein. Ihr Humor und ihr zäher Lebens- und Liebeswille halfen ihr immer wieder auf und hindurch. Wenn weittragende Entschlüsse im Leben ihrer Familie zu fassen waren, das lag bei ihr. Als sie nach einer schweren Operation genoß, war ihr sehnsüchtiger Wunsch, noch einmal die Heimat zu sehen. 1929 im Sommer erfüllte er sich. Dowd und Tinchen fuhren selig wie die Weihnachtskinder nach Hause, nach Montau. Aber schwer mit Heimwehfracht beladen kehrten sie zurück. Doch ihr Mädel, das schöne Heim, ihr geliebter Garten halfen ihr darüber hinweg. Und als sie zum letztenmal in den Salzwedler Operationssaal gefahren wurde, trug sie ihrem Mädel auf: „Und wenn ich's nicht überstehen sollte, liebe Lusch, dann grüße sie alle noch einmal, vor allem meine lieben Montauer."



Bunte Chronik



Strandanzüge gefährden die Sittlichkeit.

Auf Grund „der schlechten Erfahrungen", die die Stadtverwaltung von Middelburg, einer holländischen Kleinstadt auf der Insel Walcheren, im vergangenen Jahre mit den englischen Touristen gemacht hat, wurde jetzt für den Bereich der Stadt verboten, daß während der Saison Strandanzüge, Shorts oder dekolletierte Kleider getragen werden. Die Touristen werden durch einen Prospekt auf das Verbot hingewiesen. Wenn die Anzüge oder die Kleider den Vorschriften nicht entsprechen, werden sie aufgefordert, sich in Middelburg neu einzukleiden. Werden trotz der Bekanntmachungen Besucher in Strandanzügen, Shorts oder ähnlichen mangelhaften Bekleidungen angetroffen, so sollen die Besucher festgenommen und aus der Stadt ausgewiesen werden. Holländische Bauern und Bäuerinnen hatten sich bei ihren Marktbesuchern im vergangenen Jahre über die „unmoralischen Kleider" beschwert, so daß die Stadtverwaltung sich zu den Maßnahmen gezwungen sah.

Italienisches Zwischenspiel.

Heiteres von Ernst Heyda.

In einer kleinen Weinstube in Neapel hatte ich sie kennengelernt. Sie hieß Raffaela und war schön. Ich traf sie am Morgen, am Nachmittag und natürlich am Abend. Wir gingen in die Osteria Bianchi oder in die Osteria Girardengo. Es waren unvergeßliche Tage. Wenn wir nicht in einem Wirtshaus saßen und feurigen Wein tranken, dann stiegen wir auf die Anhöhen und besahen uns die kleinen weißen Häuser von oben.

Meine Liebe zu Raffaela stieg im gleichen Zeitmaß, in dem meine Devisen abnahmen. Jedesmal, wenn ich sie unterwegs küssen wollte, schob sie mich beiseite und wies auf einen Uniformierten. Das dürfe man nicht im Freien, meinte meine Raffaela, das gäbe in Italien die größten Unannehmlichkeiten.

Eines Tages führte sie mich zum Bahnhof. Sie müsse mir etwas zeigen. Ich löste zwei Bahnsteigkarten, und dann standen wir auf dem Bahnsteig vor einem Zuge. Plötzlich fiel mir Raffaela um den Hals und küßte mich, daß mir fast der Atem ausging. Ich gab ihr natürlich alles mit Zinsen wieder, obwohl zwei Uniformierte gar nicht weit weg standen. Als wir für einen Augenblick genug hatten, sah ich mich um. Wir waren nicht die einzigen; mindestens noch zwanzig Pärchen standen vor dem wartenden Zuge und küßten sich. Plötzlich erklang das Abfahrtssignal. Raffaela schob mich in einen Wagen.

„Ich warte vorne auf dich, eil' dich!" rief sie. Ich stand verwirrt am Fenster und wußte nicht, was dies alles bedeuten sollte. Ich hatte doch nur eine Bahnsteigkarte, und meine Rechnung im Hotel war noch nicht bezahlt. Und meine . . .! Da sah ich, daß die anderen jungen Leute ebenfalls in den Zug stiegen. Ich drehte mich um, da liefen schon die ersten hinter mir den schmalen Gang entlang nach der Spitze des Zuges. Ich schloß mich ihnen an. Ich sprang gerade noch aus dem Zuge, ehe er abfuhr. Da stand schon Raffaela inmitten der anderen Mädchen und begrüßte mich freudestrahlend, als sei ich von einer langen Reise zurückgekehrt.

Verwirrt erbat ich Aufklärung. Sie lachte.

„Das ist doch hier so Sitte", meinte sie, „auf der Straße darf man doch nicht öffentlich küssen. Daher löst man eine Bahnsteigkarte und nimmt ein paarmal Abschied."

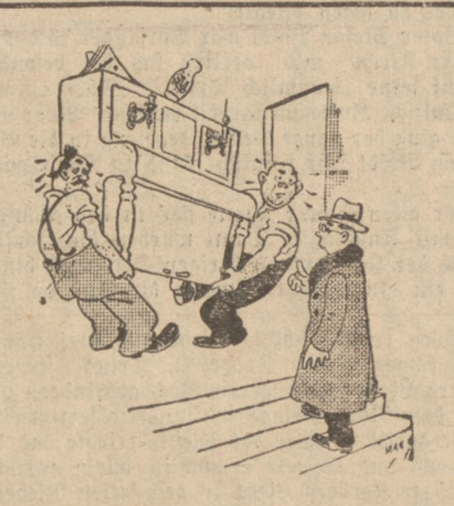
Ich verstand. Nachdem ich sie nach Hause gebracht hatte, lief ich zum Bahnhof zurück und kaufte mit meinem letzten freien Geld sechsunddreißig Bahnsteigkarten.

Aber leider sah ich Raffaela bis zur Abfahrt meines Zuges nicht mehr wieder . . .



Lustige Ecke





„Kann ich vielleicht den Herren helfen?"

„Ja, mit ein paar Flaschen Bier, falls Sie zufällig welche haben!"

Verantwortlicher Schriftleiter: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p.; beide in Bromberg.